

Unverkäufliche Leseprobe aus:

Barbara Bronnen

Das Monokel

Roman

Alle Rechte vorbehalten. Die Verwendung von Text und Bildern, auch auszugsweise, ist ohne schriftliche Zustimmung des Verlags urheberrechtswidrig und strafbar. Dies gilt insbesondere für die Vervielfältigung, Übersetzung oder die Verwendung in elektronischen Systemen.

© S. Fischer Verlag GmbH, Frankfurt am Main

1

Der Papierkorb

Es ist ein Privileg für einen Schriftsteller, das Ende von drei Staaten erlebt zu haben: die Weimarer Republik, den faschistischen Staat und die DDR. Ich nehme nicht an, daß ich lange genug lebe, um auch noch das Ende der Bundesrepublik zu erleben.

Heiner Müller

»Schwesterherz! Bella sorella! Unser kaputtes Jahrhundert neigt sich dem Ende zu, der östliche Wind hat sich gelegt, Europa hat den Ellbogen auf der Zentralverriegelung und ich sitz' fest. Meine liebe alte Schwester, I need your help! Jedenfalls, die Chose mit der Scheidung läuft total schief. Weißt Du, was dem alten Schwiegerpappifaschisten und VOEST-alien-Hermann-Göring-Boß jetzt wieder eingefallen ist? Um mich nicht nur vor dem hohen Gericht, sondern vor allem vor meinen Bambini madig zu machen, hat der fette kleine Wichser angebliche Wahrheiten über unseren gemeinsamen Vater zutage gefördert und sie auch sogleich den anwesenden Richtern zu Gehör gebracht. Demnach war unser Alter, Gott hab ihn selig, nicht nur ein Nazischreiber und Zuhälter, dem der Goebbels irgendeine bildschöne russische Hure zwecks Verhelichung zugeführt hat, sondern auch eine schwule Verräterseele, von der hanebüchene Story, daß er gar seinen jüdischen Vater in der Nazizeit verleugnet haben soll, ganz zu schweigen. Pure Verleumdung, wenn Du mich fragst, das liegt klar auf der Hand, außerdem hat's mir meine Mutter anders

erzählt. Doch gefundenes Fressen für die Linzer Antisemiten und Antikommunisten, die an Sippenhaft glauben und außerdem 'nem Unternehmerpsychopathen allemal mehr Glauben schenken als einem Schriftstellersöhnchen. Von meinen zwei Sprößlingen, den Objekten meiner väterlichen Liebe, mal abgesehen, die jetzt alle möglichen Verrenkungen machen, um mir nicht ins Auge sehen zu müssen.

Ich kann Dir sagen, ich bin ganz schön nervös, weil ich nicht weiß, wie's weitergeht mit den Kindern. Mathias sieht aus wie der leibhaftige Tod, so sehr hat ihn das Ganze mitgenommen. Bei Friederike ist ohnedies alles zu spät. Die sucht sich gerade unter meinen Freunden einen Liebhaber-Vater, der nicht desertiert – kurzum, die beiden sind seelisch verdammt rampogniert. Ich würd' sagen, bei Mathias hätt' ich vielleicht noch eine Chance, der möcht's irgendwie hinkriegen mit mir. Ich will meinen Sohn nicht verlieren, weil er sich für seinen Großvater schämt.

Du siehst, Schwesterherz, ich bin furchtbar beunruhigt. Für Mathias mit seinen sechzehn Jahren war die Welt noch so herrlich unbeleckt von unserer obskuren Vergangenheit. Jetzt ist er gründlich sauer, weil ich ihm nie was erzählt habe.

Aber wie soll ich ihm den ganzen Schlamassel erzählen, ohne daß er denkt, sein Großvater hatte sie nicht alle? Ist doch nicht nachvollziehbar für einen jungen Menschen von heute, dieser ganze übelriechende Wust von Ideologien. Und wenn sie was nicht verstehen, werden sie wütend. Überhaupt, wie die meisten seiner Generation ist er recht altmodisch, mein Sohn, und hält ein wachsames Auge auf seine Familie, seine gewünschte Konstante. Da haut ihm schon die Scheidung verdammt ins Lebenskonzept. Soll er jetzt noch auf den Verfehlungen seines Großvaters rumkauen wie 'ne Oma auf 'ner altbackenen Semmel? Ich weiß nicht, was tun. Ich bin schließlich keiner dieser Anatomen vergangener Jahrhunderte, die die Schlachtfelder nach Leichen absuchten, um sie coram publico zu sezieren. Sag Du mir doch: Was ist mit unserem Vater gewesen?

Greif mir ein bißchen unter die Arme, Schwesterchen. Nur so ein kleiner Geschichts-Trip nach dem Prinzip »Ich-sehe-was-was-du-nicht-siehst«, ich fahr' Dich auch überall hin . . .

Help! Schwesterchen, help! Ein tiefsitzender Instinkt sagt mir, daß in Dir eine geschwisterliche Zuneigung waltet, die bereit ist, mit mir eine Reise in Sachen Vater zu machen und ein paar Dinge zu klären. Meine Zukunft als Vater wäre gerettet.

Andreas

P.S.: Ich leg' mal ein paar Zeilen von Mathias und als Bestechung ein kleines Geschenk aus Vaters Nachlaß bei, so etwas wie ein genetisches Merkmal, das sich seiner Beliebtheit erfreute.«

Nachdenklich legte ich den Brief beiseite und tastete über- rascht das geheimnisvoll kleine, in hellblaues Seidenpapier gehüllte Päckchen ab. Noch außer Atem von den vier Stock- werken und ihren hundertzehn Stufen blickte ich es ungläubig an. Es war das erste Mal, daß mir mein Bruder schrieb. Und es war das erste Geschenk, das ich von ihm erhielt.

Vor ein paar Wochen war Andreas vom Vorort in die Münch- ner Innenstadt gezogen, doch der Brief kam aus Berlin. Wenn er dort zu tun hatte, wohnte er bei seiner Mutter Renate, in jenem Haus im ehemaligen »Intelligenzviertel« in Ostberlin, in dem mein Vater seine letzten Jahre verbracht hatte und in dem Andreas aufgewachsen war. Andreas, mein schwarzäugiger, dunkelhaariger, kräftig gebauter Bruder, 1957 geboren, mitten im Kalten Krieg, der für Klarheit vor Gericht sorgen wollte. Allein konnte er das sicher nicht schaffen, er brauchte mich.

Noch schmunzelnd über manch absurdes Detail, wog ich den Brief in der Hand. Schneeflocken waren auf meinen Hän- den getaut und hinterließen kleine wellige Erhebungen auf dem mit einem Computer geschriebenen Brief. Makellos ge- setzte Typen, kein Fehler, keine Unregelmäßigkeiten, an de- nen sich mein Auge hätte festhalten können, hätte ich nicht die Zeilen mit meinen Wasserflecken markiert.

Ich hatte es immer bedauert, daß ich keinen Bruder gehabt hatte, nur eine Schwester, mit der ich aufgewachsen war. Nun war der soviel jüngere Andreas, der Sohn aus der dritten Ehe meines Vaters, plötzlich mit offenen Armen auf mich zugekommen. Mit einem Anflug von Wehmut dachte ich, daß der Grund für diesen Annäherungsversuch mein Vater war.

Er war immer präsent.

Als ich den Brief auf meinen Schreibtisch legte, stieß ich an den geöffneten ersten Band der Saffianleder-Ausgabe von Houston Stewart Chamberlains ›Die Grundlagen des 19. Jahrhunderts‹, Bestseller der Jahrhundertwende, tags zuvor bei meinem Antiquar entdeckt, ein Buch, mit dem die Generation meines Vaters und Großvaters aufgewachsen war. Biegsame schmiegsame Bücher, die verführerisch weich in der Hand lagen. Doch das täuschte, in ihnen steckte ein grausamer Kern, eine Rassentheorie, die das Terrain für die Nationalsozialisten vorbereitete. Woran mein Vater und mein Großvater gedacht hatten, wenn sie darin von Juden lasen – das konnte ich mir nicht vorstellen. Der prophetische, alarmistische Ton. Und das 1899, als mein Großvater gerade mal zweiunddreißig und mein Vater vier Jahre alt war.

Aufgeschlagen daneben die Lebensgeschichte meines Vaters ›Arnolt Bronnen gibt zu Protokoll‹. Am Tag zuvor hatte ich darin gesucht, ob er Chamberlain erwähnte, doch nichts gefunden.

Ich rieb meine Hände, vom Radfahren waren sie noch eiskalt. Ich betrachtete das Bild meines Vaters aus den zwanziger Jahren mit einer Mischung aus Hochachtung, Skepsis und Vorsicht. Etwas hatte sich bewegt. Es kam mir vor, als hätte mich sein Monokelblick getroffen.

Ich drehte das Päckchen in meiner Hand und befühlte es. Mit dem Öffnen wollte ich mir noch etwas Zeit lassen. Als ich es wieder auf den Schreibtisch legte, entdeckte ich auf der Rückseite des Briefes eine handschriftliche Notiz: »P.S. P.S.: Zu Mathias' Brief ein Auszug aus dem Plädoyer des gegnerischen Anwalts zu Deiner Erfrüchtung. Nochmals: Derselbe.«

Wo waren die beiden angekündigten Schreiben? Ich holte den Umschlag aus dem Papierkorb hervor und förderte sie zutage. Schlamperei! rügte ich mich und schüttelte den Kopf.

Ich setzte mich und trank einen Rest kalten Tee. Neugierig überflog ich das seltsame Kauderwelsch des Juristen, eine undeutliche Fotokopie auf knitterigem Papier:

»Bleiben wir einen Augenblick beim Begriff Abstammung. Er hilft uns zu verstehen, wie dieses Verhalten von Andreas Bronnen sich einer, um mit Freud zu sprechen, psychischen Kontinuität der Generationsreihen einfügt. Nicht nur Arnolt Bronnen, der zwielichtige Vater des Beklagten, war ein zutiefst amoralischer, sich von seinem jüdischen Vater lossagender, in homosexuelle Beziehungen verwickelter, die Ehe wiederholt fliehender, ein Leben lang zwischen Rechts und Links schwankender schriftstellerischer Erotomane. Auch sein Vater, Burgtheaterdramatiker und Gymnasialprofessor Ferdinand Bronner, versuchte sich vom Erbe seiner Vorfahren loszusagen. So daß der egomanische Wahn des Andreas Bronnen nach Aussage meiner Klientin, seiner Gattin, sicherlich als Ausdruck einer intergenerationellen Verantwortungsflucht zu sehen ist, nicht weiter verwunderlich bei einem in einem kommunistischen Regime aufgewachsenen jungen Menschen . . .«

Mein Herz schlug heftig, meine Wangen waren heiß. Ich spürte, wie mich eine altbekannte Erbitterung überfiel.

Wie diese reiche Linzer Familie mit meinem Bruder umging, war empörend.

Die ständigen Angriffe gegen meinen Vater hatten dazu geführt, daß ich mich schämte und mitangegriffen fühlte. Dieses zynische Bescheidwissen auf den Gesichtern! Manche fanden es tragisch, von diesem Mann abzustammen, und bedachten mich mit einem bedauernden Blick. Wie sich herausstellen sollte, galt dies auch für jene, von denen ich am ehesten akzeptiert werden wollte, von jüdischen Schriftstellern und Künstlern.

Es hatte mich verletzt und beunruhigt. Jahrelang lebte ich mit einer ungeklärten Unruhe, die mich jedesmal überkam,

wenn ich an meinen Vater dachte, durchsetzt vom brennenden Wunsch, seinem Einfluß ein für allemal zu entfliehen.

Der Vater war lange Zeit für mich *die* Lebensfrage. Ich hatte ihr auf verschiedene Weise beizukommen versucht. Durch Abrechnung mit meinem Vater, von dem ich mich verlassen fühlte. Durch Abgrenzung, Auseinandersetzung mit seiner Autorität, den Versuch, zu einer eigenen Sprache zu finden.

So lernte ich allmählich, ihn und sein Geschick anzunehmen und mich nicht mehr dagegen zu wehren.

Von da an stand er mir näher als früher. Doch würde das Bild einer erneuten Prüfung standhalten? Würde ich gemeinsam mit meinem Bruder Neues entdecken?

Mein Entschluß war gefaßt. Ich würde diese Chance ergreifen und mit Andreas die Orte unserer Herkunft aufsuchen.

Mich meinem Vater stellen.

Und damit auch meiner eigenen Geschichte.

»Du bist wie dein Vater«: ein Ausspruch meiner Mutter, wenn sie mit mir nicht zurechtkam. Es hatte mich gekränkt und mir zugleich geschmeichelt. Wie mochte sich Andreas fühlen?

Ich glättete den beiliegenden Zettel. Mathias' Schülerschrift. Ein mir halbvertrautes Gesicht tauchte auf. Ein Junge, sechzehn, groß und knochig, durchquerte mit einem Baseballschläger den Flur, warf einen flüchtigen Blick auf mich, murmelte etwas, was ein Gruß hätte sein können, und war in seinem Zimmer.

»Die Sache ist die, Andreas«, begann ich zu lesen, »na ja, das einzige Mal im Leben, wo ich Dich wirklich gebraucht hätte, und wo steckst Du? Irgendwo in Mailand, um eine geile Signorina zu vögeln. Fast könnt' ich an eine höhere Ordnung glauben, so gut paßt das wieder mal zusammen.

Der Opa« – jetzt kam der alte Vierer aus Linz, Andreas' Schwiegervater, ins Zimmer, musterte mich mit unerbittlichem Managerblick und rannte zurück an seinen Schreibtisch. »Der Opa«, schrieb Mathias, »hat mit mir gestern gesprochen und mir die Sache mit Deinem Vater erklärt.« Den nennt er

nicht Opa, dachte ich. »Auf einmal stellt sich heraus, daß der nicht unbedingt ein Renner war, wie Du ihn dargestellt hast, sondern ein Scheißkerl. Früher hab ich immer gedacht, *ich* würd' Dich enttäuschen, jetzt seh' ich's andersrum. Mir wird langsam klar, Du hast nicht nur Mutti, sondern auch mich im Stich gelassen. Du hast mir nie ein wahres Wort über Deinen Vater gesagt, und ich kann's nicht verstehn. Ehrlich, ich schäm' mich, daß ich so 'nen Großvater hab. Mir fehlt's an Vertrauen, wenn Du verstehst, was ich meine. Das erste, was unsereins heute weiß, ist, daß das alles ein Scheiß ist, besser man glaubt an nichts. Geld kommt mir viel glaubwürdiger vor als so was wie sogenannte Ideale. Doch auch mit Geld kann man was falsch machen. Dein Vater jedenfalls hatte keins. Mathias.«

Nun auch noch die dritte Generation! Das Ungeheuer kam immer wieder. Es überfiel mich unversehens und unberechenbar. Es biß sich in mein Leben. Das erinnerte mich an meine Kämpfe von einst.

Mein Vater, von dem mit vorgehaltener Hand gesprochen wird. Über den angeblich jeder was weiß. Geschichten, die einen schlechten Atem verströmen. Geflüster, das dazu bestimmt ist, mich zu beunruhigen. Blicke, die uns verfolgen, die Nachbarin, die von »den armen Kindern« spricht.

Ich stellte mich an die Balkontür. Im Fensterglas sah ich mich widergespiegelt, der Oberkörper vor dem Himmel fast unsichtbar, Rock und Bein vor den großen Blumentöpfen mit winterfestem Efeu am Boden. Die Gestalt einer schlanken Frau, nicht alt, nicht jung, dunkle Konturen, das Haar nach hinten gekämmt.

Ich wandte mich ab und meinen Regalen zu. Die Rücken der Werke meines Vaters bildeten eine abweisende Mauer. Dieses Jahrhundert hatte ihn gründlich zum Narren gehalten. Das Elend unserer Geschichte, dem ein Schriftsteller, der die Zeit reflektierte und Bekenntnisse lieferte, mehr als andere ausgesetzt war, ob er es wollte oder nicht.

Ich gebe zu, daß die Lektüre mich oft erschreckt hat. Es war das Fremde, Unalltägliche daran, die Ruhelosigkeit. Vieles verstand ich nicht, aber gerade das zog mich an. Doch nirgendwo

fand ich einen Schlüssel zu meiner Welt, einen vertrauten Geruch oder eine intime, berührende Geste. Nur das ›Protokoll‹, seine Lebensbeichte, hatte mir für mein Leben etwas anzubieten, aber auch dieses Buch war widersprüchlich genug.

Ich trat auf den Balkon hinaus, einen Schritt weg von den Büchern. Seit vierzig Jahren war mein Vater tot. Halbversunkene Erinnerungen tauchten auf und vergingen, verdrängt von Phantasien. Eine Minute mit meinem Vater im Auto, Erinnerungsfetzen an einen roten Papierkorb, Kindheitsstaub, ein Gamsbart, ein Edelweiß, eine kleine Anstecknadel mit Hammer und Sichel, ein roter Stern.

War da wirklich nicht mehr?

Das Geschenk!, fiel mir ein. Ich kehrte zu meinem Schreibtisch zurück, setzte mich in den alten Stuhl aus dem Erbe meines Großvaters und schaute das Päckchen an, das mir Andreas geschickt hatte. Warum nur zögerte ich? Was befürchtete ich?

Schließlich ließ es mir keine Ruhe, ich zog an den Bändern, löste sie und wickelte ein kleines Saffianledertäschchen aus dem blauen Papier. Ich öffnete es und blickte fassungslos auf das gewölbte Glas.

Vor mir, auf dem Schreibtisch, auf dem orangeroten Einband des ›Protokolls‹, lag Vaters blaues Monokel. Ein Zettelchen dabei: »Aus meinem Erbe, Andreas.«

Fenster öffneten sich: Dies war sein Auge, sein Einglas, wie eine kleine Kamera, die er überall mithatte. Etwas ungeheuer Persönliches, ein Teil von ihm selbst. Lag vor mir und glotzte mich an. Mein Vater hatte es genau zur Zeit meiner Geburt im Jahr 1938 abgelegt. Aber manchmal, wenn ich später darum gebettelt hatte, hatte er es in die Augenhöhle geklemmt und einen adeligen Offizier oder einen Professor gemimt, während meine Schwester ihren mageren Kinderschenkel entblöste und ›Ich bin die fesche Lola‹ krächte.

Jetzt wußte ich, warum ich Angst vor dem Geschenk gehabt hatte: Im Monokelglas bündelten sich Tausende von ungeöffneten Briefen, verschlossene Akten und beiseite geschaffte Bilder. Alles, von dem ich gehofft hatte, es sei für immer fort.

Um mich abzulenken, trat ich ans Fenster und blickte hinaus. Um diese Jahreszeit war der Himmel über der Stadt meist grau und voller Wolken, schwermütig und feucht. Den ungewissen Konturen der Stadt verlieh der Nebel etwas Fernes. Vage erhoben sich die Frauentürme im Dunst gegen den Horizont neben den Hochhäusern und Kuppeln. Auf den Dächern der Häuser in der Nachbarschaft hatte sich ein dünner Nässe-schleier abgelagert; das Ziegelrot leuchtete matt.

Wenn das Wetter klar war, konnte ich von meiner Wohnung aus das Karwendelgebirge und Schneegletscher sehen, dann wirkte die Stadt heiter und schwerelos. Unter diesem Februarhimmel jedoch, in diffuses Licht getaucht, schien sich die Stadt aufzulösen. Der Geruch nach Schnee und Abgasen vermengte sich mit dem Duft von Holzfeuer. Eine alte Frau im Nebenhaus heizte noch mit Holz.

Dann schloß ich das Fenster, eilte durch den sieben Meter langen Flur, vorbei an den Bildern der sogenannten Ahnen, der Urgroßeltern, vom Vater als Beweisstücke für sein »Ariertum« mitgeschleppt, vorbei an den Kinderfotos meines Sohnes. Aus der Küche holte ich eine Kanne frischen Tee und lief zurück zu meinem Monokel.

Ich lehnte mich in meinem Schreibtischstuhl zurück und schloß die Augen. Was hatte sich Andreas bei diesem Geschenk gedacht? Wollte er mich damit für seine Ziele gewinnen? Oder war es die Hoffnung, ich würde damit die Vergangenheit anders wahrnehmen?

Ich lächelte über diesen Gedanken. Andreas war ein Pragmatiker, so versponnene Ideen kamen ihm sicher nicht.

Es ist nie einfach gewesen, berühmt zu sein, dazu gehören nicht nur Neugierde, Übermut, Können und Abenteuerlust, sondern auch Einfallsreichtum und Selbstinszenierung. Das Monokel als groteskes und verletzendes Wahrzeichen des Triumphes über jede Behinderung. Das grau-blaue Auge meines Vaters mit der erstaunlichen blauen Scheibe darüber, die, selbst wenn er sich bückte, hielt. Der junge berühmte Dramatiker in d'Annunzio-Posen, das Monokel ins linke Auge ge-

klemmt: edles schmales Gesicht, hohe Stirn, schöner Kopf, feingeschnittener, sanft-verletzlicher Mund. Urhamlet. Kühler Glasblick, rätselhaft, hypnotisierend, feine Brauen.

Das Monokel, Symbol der oberen Kaste, nie hat er sich von ihm getrennt, auch wenn er es längst nicht mehr trug. Der Snob, der die Oberschicht des Kaiserreichs imitiert.

Die Farbe Blau hat seine bläulich getönten Augäpfel noch blauer erscheinen lassen und sich wie eine kleine Kuppel schützend über den Brechungsfehler seines linken Auges gespannt. Dieses Blau hat sein inneres Fieber beruhigt, seine Herzängste und Beklemmungen, und es besänftigte seinen im Ersten Weltkrieg verletzten Kehlkopf.

Das Auge des Als-ob, gefügt aus Licht und Finsternis. Ich ließ meinen Blick über die gewölbte Schale gleiten, das zarte Blau, die feine Kurve. Die Tyrannei des changierenden Glases. Einschüchternd, dominant, fordernd, paschahaft, zusammengesetzt aus privater und öffentlich zur Schau getragener Dämonie, erotisch und geheimnisvoll.

Richte mich oder enträtsle mich.

Ich übertrieb wieder einmal und steigerte mich in etwas hinein. Sprechende Monokel gab es nicht.

Ich spielte mit dem fleckigen lädierten Buchrücken des ›Protokolls‹, der die Schriftzüge meines Vaters trug, ein verwaschenes Terrakotta mit schwarzen Buchstaben. Er hing an ein paar dünnen Fäden und war wiederholt geklebt worden, doch ohne Erfolg. Schließlich nahm ich den Band in die Hand und blätterte darin, während ich auswendig den Anfang des Buches memorierte, der in meinen Schädelknochen hängengeblieben war:

»Es erscheint vor Ihnen, hoher und richtender Leser, der Angeklagte Arnolt Bronnen, geboren am 19. 8. 1895 zu Wien. Er ist laut seinem Personal-Ausweis 1,80 Meter groß, wiegt 74 Kilo, hat schütteres, graumeliertes Haar und trägt Brillen, die er oft absetzt. Die Augen sind grau mit wechselnden Farb-Tönen. Die Hände wirken unmännlich, eher kindlich. Seine Haltung ist nachlässig. Das Gesicht scheint mehr Maske als Ausdruck. Sie,